Umfang zwölf Seiten

Einzelbezug 40 Pfennig

DER STURM

HALBMONATSSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag
Berlin W 9 / Potsdamer Straße 134 a

Herausgeber und Schriftleiter
HERWARTH WALDEN

Ausstellungsräume
Berlin W 9 / Potsdamer Straße 134 a

FÜNFTER JAHRGANG 1914 BERLIN ERSTES UND ZWEITES NOVEMBERHEFT NUMMER 15/16



Campendonk: Zeichnung

Die Hängematte des Riugé

Aage von Kohl

Der Gemeine Riugé lief mit ganz wagerecht liegenden Körper. Sein breites schweres Kinn lag nach vorn, er lief mit gebeugten Knien die Flinte in der Rechten, schnell über die kleine Lichtung im Walde, hin gegen die dichten Sträucher, die an der Waldkante standen.

Links von ihm lief sein Schatten, gleich einem Fuchs; der Griff der Flinte bildete den dicken Schweif.

Korporal Kinza lief zwanzig Schritt dahinter. Er lief in derselben Stellung wie der Bruder und hörte das schnelle Schmettern ihrer beiden Schritte, als sie über welkes Laub und dürre Zweige liefen.

Riugé hatte die Sträucher erreicht. Er hob die Flinte und gebrauchte sie wie ein Messer, um damit die verwilderten struppigen Zweige durchzusägen. Er sah die flache Ebene vor sich, nur noch ein paar Schritte.

Der Korporal kam nach. Er stand still im Gebüsch und konnte den Weg sehen, den der Bruder gebahnt hatte. Die Blätter rauschten wie schnell fließendes Wasser. Kinza hörte ein Rasseln und alles wurde still, eine Sekunde. Er hob mit einem Ruck den Kopf und horchte. Ganz vornübergebeugt stand er da mit den Händen wie gelbe Schrauben um die Flinte. Seine Augen und Ohren spannten sich.

Er hörte die Stimme des Bruders — ganz fremd und wunderlich klang sie, als ob sie sich wand oder lief —:

„Kinza, lauf zurück. Zur Abteilung. Sie kommen nicht vorwärts hier."

Der Korporal drängte sich ein paar Schritte vorwärts.

„Was ist los?" fragte er und machte einen langen Hals, um sehen zu können, wo der Bruder war. Wo blieb den Riugé? Es fing an, in ihm zu hämmern und zu zittern.

Er drang noch ein bischen vorwärts im Dikkicht, die Blätter streiften sein Gesicht wie kalte Finger, er guckte überall.

„Lauf zurück, aber schnell!" sagte Riugé. Kinza hörte, als teilte ein Messer dessen Worte. Er beugte sich nach vorn und mit einem Ruck sah er den Bruder. Nur den Kopf. Er lag auf den welken Blättern der Erde wie auf einer Schüssel.

„Was ist denn?" sagte er halblaut und fühlte zum ersten Mal in seinem Leben, daß Riugé von denselben beiden Menschen geboren war wie er selbst. Er beugte sich noch mehr vorwärts und sprach leise, die Schützengraben der Russen lagen kaum zweihundert Meter entfernt: „Was ist los?" —

Im selben Moment verstand er es: die Russen hatten Löcher gegraben hier an der Waldkante. Die Oeffnungen waren mit Blättern und Zweigen verdeckt. In eine von hinen war Riugé gefallen.

Kinza sah zurück und horchte. Es war kein Laut zu hören. Die Abteilung war also noch weit weg. Dann hatte er noch Zeit. Er warf die Flinte fort und kroch auf Händen und Füßen zu dem Bruder hin.

„Gib deine Hände her!" — sagte er schnell — „komm, ich kann dich heraufziehen!"

Aber jetzt sah er das Gesicht des Bruders. Rote entzündete Flecken bedeckten seine Wangen und die dicken Lippen hatte eine schmerzvolle S-Form angenommen. Und Kinza erinnerte sich mit einmal, daß die Russen ihre Löcher mit ganzen Knäueln von Stacheldraht zu überspannen pflegten.

Riugé hatte die Augen geschlossen.

„Lauf zurück!" sagte er, seine Stimme war so dick wie Wolle. Er wußte kaum selbst, warum er es für so eilig hielt, daß die Kameraden gewarnt werden mußten, ehe ihm geholfen wurde.

„Verhindere sie durch den Wald zu gehen. Sie müssen herum gehen. Es dauert zu lange mir zu helfen!"

Kinza hob sich auf die Knie. Er dachte daran, daß dies selbstverständlich nicht das einzige Loch sei. Es waren sicher mehrere. Ganze Reihen. Die Abteilung würde nie durchkommen können. Und eine ganze Viertelstunde würde es dauern, Riugé zu helfen.

„Aber — —" sagte er schwach, und fühlte wieder, zum zweiten Male, daß Riugé sein Bruder war. Sein ältester Bruder, sein Freund und sein Herr.

Aber Riugé öffnete die dicken Lippen, seine Stimme war müde und dumpf —:

„Los jetzt! Nachher kannst du zurückkommen — —".

Und seine Augen schlossen sich wieder, als schnitt sie die Sonne, furchtbare, gewaltige Zukkungen liefen über sein Gesicht.

Die Blätter rauschten im Walde, und Kinza sprang durch das Dickicht.

„Komme gleich!" rief er dem Bruder zu, und war schon weit weg.

Riugés Rechte lag frei. Sie hielt sich fest um die Flinte. Die Finger waren ganz gelblichweiß geworden. Der Zeigefinger öffnete und schloß sich immerfort. Er biß die Zähne zusammen, und versuchte an etwas anderes als an die Stacheln zu denken. Eigentlich war es fürchterlich dumm von ihm, sich nicht vom Kinza zuerst helfen zu lassen. Warum hatte er dies getan. Woher kam die Idee, daß die Leute gewarnt werden sollten, zuerst! Als er merkte, daß die Erde unter ihm nachgab und die scharfe Spitze in sein Fleisch eindrang, kam ihn diese Idee.

Es ging ein Draht gerade vor seiner Kehle. Bei jedem Atemholen schnitt es ein. Er versuchte sich ein bißchen nach hinten zu biegen, aber merkte dann zuerst, daß da auch ein Draht gespannt war, der schon die Haut losgerissen hatte. Sie hing in Fetzen mit dem schwarzen Haar, es sah aus wie eine Pelzmütze. Kinza kommt ja bald wieder, dachte er, und wierderholte immer und immer diesen Gedanken, er zwang sich zu vergessen, daß er über einem Stacheldraht ritt, mit seiner ganzen Schwere. Er versuchte sich ein bißchen zu heben dadurch, daß er die Hand um den Stacheldraht daoben klemmte, die ganze Spitzen in seine Hand drängen ließ, um sich leichter zu machen.

Es war, als liefen wunderlich glühende langsame Ströme durch seinen ganzen Unterleib, wo die Spitze schon die Kleider durchgestochen hatten.

Die rechte Hand zitterte um die Flinte.

Wenn er nur schießen könnte. Als Dank für diese Hängematte, die sie für ihn gemacht hatten. Außerdem, ein niederträchtiges Pech hatte er gehabt. Auch heute Späher zu sein. Immer war er Späher. Immer die schlimmste Arbeit. Ja, es war dieser Leutnant, der ihn nie leiden mochte.

„Jetzt haben Sie ja eine gewisse Uebung bekommen!" — sagte er, der Leutnant Hirai — „bitte sehr 294 — vorwärts, an die Spitze." „Wenn er nur den Draht da am Beine los werden könnte. Sein Kopf glitt vornüber einen Moment. Die Lippen waren wie poröse rote Tüten, wo das Blut austropfte. Es gab ihm einen Ruck: er hörte, von Weiten ein langsames Tuten. In einer Sekunde ging eine schnelle heiße Freude durch ihn. War hier jemand? War jemand anders auch in eins von diesen verdammten Löchern gefallen?

Ist hier jemand?

Aber der Laut war nicht mehr zu hören. Und er versuchte wie früher seine Gedanken auf andere Sachen zu lenken, daß er nicht an diese Spitze denken mußte, die durch sein Fleisch fuhren. Wenn Kinza bald zurück wäre! Jetzt müßte er doch die Abteilung schon längst erreicht haben! Was würdie die Kameraden sagen? Und der Leutnant Hirai?

Riugé bereute eine Sekunde im Ernst, daß er den Bruder zurückgesandt hat. Erstens seiner selbst wegen. Und zweitens, Leutnant Hirai hätte er so ein Bad gern gegönnt. Obgleich, ein tüchtiger Soldat war er ja. Aber grade deshalb! Es war bei Gott kein Kunststück, ein guter Soldat zu sein, wenn man auch verlangte, daß andere es sein sollten!

Na, es war doch gut so wie es war. Jetzt könnten die Kameraden sich seinetwillen ordentlich rächen an den Schurken da oben, die sowas machten, um Leute zu fangen.

Seine Gedanken glitten auseinander. Als schnitt sich der Schmerz von da unten durch -aa, a-a-a-a-a, wie langsam und scharf und bitter es ging. Durch den ganzen Körper bis in den Kopf, gerade zwischen die Gedanken, die er denken wollte. Es saß wie eine große, blanke, widerlich scharfe und heiße Stahlklinge, zwischen seinem Gehirn. Die Sonne schien darauf, als ob sein ganzer Kopf neben einem Feuer läge oder als ob er mit Augen ohne Lider in die Mittagssonne

Wenn er nur denken konnte! An was, das wäre einerlei!

Ja, Hirai, der Schurke. Immer stellte er ihn dahin, wo es schlimm . . . Ah, der Draht. Die Sonne! Die linke Hand. Die Stahlklinge. A-a, a-a, war hier nicht jemand? Wer ist es? Feldruf! Wer tutet? Ah, Kinzachen, denke daran, daß du mein Bruder bist. Ja — ich reite über den Draht! Beeilt euch jetzt.

Denkt daran, daß ich euch davor gerettet habe. Warum, das weiß ich nicht, aber gleichviel. Ja — ja. Komm, komm! Meine linke Hand, meine linke Hand! Und die Stahlklinge. Denke daran dar-an Nimm sie fort, fort! Denke, wie das ist, eine Stahlklinge auf den Kopf zu haben, balanzierend, ein klein bischen und es gilt das Leben!

Es war keiner in der Kompagnie, der wußte, daß Korporal Kinza und Gemeiner Riugé Brüder waren. Die Umstände hatten von Riugé gefordert, daß er einen anderen Familiennamen angenommen hatte.

„Meinetwegen ist es nicht nötig!" sagte Kinza, da er und der Bruder sich als Freiwillige in der Armee meldeten, „nenne dich wie du willst!"

Riugé verzerrte seine häßliche Fratze mit den dicken blutroten Lippen quer über dem breiten Gesicht wie Marken von Peitschenhieben. Seine kleinen Augen blinzelten zu dem Bruder:

„Danke!" sagte er grinsend, „aber behalte du lieber deinen Rat für dich!"

Riugé hatte angefangen als Kurmaia-san. Selbstverständlch hatte Kinza, der Lackierer war, und einen kleinen Laden voll von wunderbarsten Sachen hatte, ihm den Wagen kaufen müssen. Und in ein paar Monaten ging es Riugé sehr gut. Jeden Tag hielt er, lässig hängend zwischen den Deichseln seiner Kurmaia, vor dem Bahnhof in Tokio. Er quatschte mit den Kollegen und nahm es auch nicht übel, wenn sie ihm ab und zu einen Kunden wegnahmen. Es war angenehmer, still zu stehen als zu laufen. Und er erfand das System, daß die Kollegen ihm ein kleines Trink-

geld zusammenlegten, jedesmal, wenn sie Erlaubnis bekamen, ihm einen Kunden fortzunehmen.

Auf diese Weise lebte er stolz und bewegte sich nicht vom Fleck von morgens früh bis abends spät.

Zuletzt fand er es auch fürchterlich dumm, daß er diesen Wagen behielt, es hatte keinen Sinn. Der Verdienst war doch nicht so groß, daß es die Mühe lohnte. Darum verkaufte er seine Kurmaia und verlebte ein paar frohe Tage für das Geld. Er lief mit tändelnden Schritten in den kleinen Gassen, wo die Mädels wohnten. Er hörte zu, wie die Ausrufer die Mädels priesen und zuletzt wußte er nicht, welche er mit seinem Geld glücklich machen sollte, und trank es deshalb lieber auf. So wußte er jedenfalls, was er für das Geld bekam, und das konnte in der Liebe manchmal recht zweifelhaft sein, räsonnierte er.

Den Tag nachher, als das ganze Geld weg war, ging er zu den Kollegen und erzählte, daß er zwei Tage sehr krank gewesen sei. Ein schlechtes Bein hätte er. Zu diesem Zweck hatte er sich ein kurzes und ein langes Bein zugelegt, um die Verheerungen der Krankheit zu demonstrieren. Jetzt müßten die Kollegen ihm helfen, so lange er krank sei, sagte er. Aber ein paar von ihnen wußten, auf welche Weise er krank gewesen war, und wollten die Sache beim richtigen Namen nennen.

Osati zeigte auf ihn mit einem langen dreckigen Zeigefinger und öffnete seinen großen Mund: „So, du warst krank, mein Maiglöckchen!“ sagte er.

Aber Riugé verzerrte sein Gesicht mit den roten Schnüren, sah bedeutungsvoll und diskret auf seine schweren Fäuste. Und dann hatte er natürlich gewonnenes Spiel. Keiner vermochte die blaue Augen zu zählen, die diese Fäuste versetzen konnten. Also ging Riugé ein paar Monate lang als Rekonvaleszent herum.

Acht Kollegen gaben ihm jeden Abend von ihren Einnahmen. Und Segen schien zu sein über ihrem Opfer. Riugé wurde unförmlich dick von allem, was er aß und trank.

Ab und zu besuchte er den Bruder.

„Weißt du!“ sagte er und legte sich vorsichtig, um sich nicht überanzustrengen, auf den weichen Teppich in einer Ecke der Werkstatt.. „Es sind wirklich scheußliche Kollegen, die ich habe. Sie helfen mir gar nicht! Nein, keine Spur helfen Sie mir. Ein Gott wird mich gewiß einmal rächen. Früher oder später. Dessen bin ich sicher, aber du verstehst, darauf kann ich ja nicht warten, nicht?!“

Kinza stand und machte seine feine kleine Lackkästchen: „Ja,“ sagte er und arbeitete weiter, „etwas kann ich entbehren, aber eigentlich hatte ich mir gedacht, das zu sammeln, bis wir dafür einen neuen Wagen für dich kaufen könnten?“

„Ah,“ sagte Riugé und drehte sich um auf den Bauch, „du weißt ja, wie ich mit dem vorigen Wagen hereingefallen bin — der war so schwer zu fahren!“ Und alle beide, er und der Bruder, wußten, daß es eine tolle Lüge war. Aber sie machten so, als ob sie daran glaubten — auf die Weise nämlich wurde aller Streit und Zank in der Familie vermieden.

Und so bekam Riugé sein Geld. Er schlief ein paar Stunden in der Werkstatt und ließ sich nachher von dem kleinen Gehilfen des Bruders eine Kurmaia holen und fuhr dann Mittag essen.

Denselben Abend fanden ihn die Kollegen in Thränen aufgelöst. Er saß und schüttelte den Kopf und sprach nur in selbstverfertigten Sprichwörtern, weil er wußte, daß diese Art immer auf die Zuhörer wirkte.

„Das Leben ist ein Goldfisch!“ sagte er und schielte, um zu sehen wie seine Worte wirkten, „wenn man ihn an den Kopf greift, bekommt man nur den Schweif in die Hand!“

„Was ist denn los?“ fragte der dicke Okusai, der war so gutmütig, wie die Nacht im Winter lang ist.

„Die Freude eines Mannes ist wie ein ganzer Kasten voll Teeblätter!“, sagte Riugé und schluchzte noch höher, „der immer reichen würde, aber wehe dem Mann, aus dessen Kasten der Bruder seiner Familie zu trinken gibt!“

„Ist etwas nicht in Ordnung mit deinem Bruder?“ fragte Okusai und legte seine Hand auf die Schulter Riugés. Er war selbst den Thränen nahe, als er dieses Herzensweh sah, „was hat er dir angetan?“

„Der von seinem Bruder schlechtes spricht, ist wie ein Fuchs ohne Schweif!“ antwortete Riugé und umarmte die Beine Okusais. „Die Mükken können ihn stechen, ohne daß er etwas hat, womit er sie wegjagen kann!“

Okusai mußte seine Tränen wegwischen, wenn er so viel Feingefühl hörte, und Riugé bekam von ihm einen Taler extra. So nach und nach hatte er alle seine Kollegen wütend auf den hartherzigen Bruder gemacht — und den Bruder auf die geizigen Kollegen gehetzt.

Und zu der Zeit da Riugé seinen Schmerbauch ein bischen genierlich fand und außerdem seine Rekonvaleszenz langweilig, an diesem Tag beschlossen die beiden Parteien, geradeaus mit einander zu sprechen.

Den Vormittag war Riugé bei Kinza, der eben einen guten Verkauf beendet hatte.

„Hier ist was für dich!“ sagte der Lackierer und gab Riugé einen beträchtlichen Teil des Verdienstes, „aber ich finde doch, daß deine Kollegen —. Es ist doch Brauch, daß Kollegen einander helfen!“

Riugé schüttelte den Kopf und schielte zu dem Bruder hin, der eben den Rest des Geldes in einem Schrank einschloß.

„Wenn du nur mit den Leuten sprechen wolltest! Heute abend,“ sagte er, „alle Leute kennen dich. Sie haben alle Achtung vor dir. Sie werden auf dich sehen, wie auf eine Lilie!“

So wurde es denn verabredet, daß Kinza heute abend in dem kleinen Teehaus neben dem Bahnhof sein sollte, um mit den Kollegen zu reden.

Ein paar Stunden später kam Okusai zu der Haltestelle, er hatte einige Reisende durch die Stadt gefahren.

„Hast du gut verdient?“ fragte Riugé, „du Sohn der siebenundsiebzig Roninen?“

„Ich habe immer etwas übrig für einen Kollegen, aber ich finde doch, daß dein Bruder näher daran zu helfen ist!“

Riugé bedeckte beschämt sein Gesicht:

„Eine Frau wand sich auf dem Lager,“ sagte er langsam und feierlich, „und obgleich sie früher einen Sohn geboren hatte, dessen Augen nach Osten gerichtet waren und dessen Herz aus Gold war, gebar sie jetzt einen Sohn, dessen Augen gegen Norden gerichtet waren, und den keine Not rühren konnte!“ Okusai brummte vor Wehmut und Mitleid mit dieser Tragödie.

„Wenn du nur heute abend mit meinem Bruder reden wolltest,“ sagte der hart Behandelte zuletzt, „denke daran, daß die ganze Welt dich liebt. Dein Gesicht zu sehen ist wie eine Tasse Tee zu trinken!“

So wurde also verabredet, daß Okusai und drei andere, die alle zusammen mit Riugé wohnten, in dem kleinen goldenen Teehaus am Hafen diesen Abend mit Kinza reden sollten.

Spät in der Nacht kamen die beiden klagenden Parteien, jede in ihrem Haus angelangt, müde und wütend, für Narren gehalten zu werden. Und zu Hause begegnete ihnen ein neuer Aerger. Ihr Geld war fort.

Denselben Abend aber war Riugé, mit Geld wohlversehen, nach Peking abgefahren.

Und jetzt kamen frohe Zeiten während der Boxeraufstände. Riugé schloß sich zusammen mit einigen Gleichgesinnten und er lernte den Krieg lieben: nichts war schöner als langsam und gemütlich nach eigenem Gutbefinden einem Truppenteil auf den Fersen zu folgen und da fortzusetzen, wo die beendet hatten. Es waren glückliche Tage und lebendige Nächte. Riugé konnte schon sagen, daß er allerlei erlebt hatte, und außerdem fand er es sehr patriotisch, sozusagen auf Kosten der Chinesen zu leben. Es war etwas Edles darin.

Aber diese Freude dauerte nicht lange. Und dann kam Riugé in die verzweifelte Situation, alles mögliche machen zu müssen. Und eines Abends, als er sich als Führer für einen französischen Handelsmann verdingt hatte, kam er zufällig dazu, diesen etwas härter um den Hals zu klemmen, als er gedacht hatte, ehe er sich dessen Brieftasche zueignete. Er hatte seit zwei Tagen nichts gegessen als dies geschah, und seine erste Wanderung galt also einem Fleischtopf und danach meldete sich der Durst. Als dieser gründlich gelöscht war, kam der Freundschaftsdrang.

„Du bist mein Bruder!“ rief Riugé und umarmte einen dreckigen Chinesen, der an seiner Seite saß. Ehe er das tat, war er doch so vorsichtig, sich auf die Brieftasche zu setzen. Er wußte sehr gut, wozu eine Umarmung benutzt werden kann. Ungefähr eine Woche dauerte die Freude. Riugé und der dreckige Chinese, der schon längst seinen Zopf in irgendeiner Strafanstalt verloren hatte, durchstreiften die Stadt kreuz und quer.

Eines Tages standen sie vor einer Hausecke, an der eine Bekanntmachung angeschlagen war.

„Was liest du?“ fragte Riugé den Chinesen. Riugé war glücklich besoffen und hing in seinem Arm.

Der Chinese las laut vor. Es war eine Bekanntmachung des französischen Konsulats. Eine Prämie wurde dem versprochen, der dazu beitrug, daß der Mörder des Handelsmannes gefunden würde. Die gestohlene Brieftasche mit den Papieren wurde zuletzt ganz genau beschrieben.

Die Stimme des Chinesen wechselte allmählich den Ausdruck, je weiter er las. Zuerst ganz gleichgültig, wurde sie langsam und dick, und zuletzt wieder übertrieben gleichgültig. Er drückte nur den Arm seines Freundes ein bischen. Riugé schielte zu ihm hin und wurde schwerer und schwerer zu schleppen.

Später, am Nachmittag, fing der Chinese an mit seinen Taten von alten Zeiten zu protzen: Einbruch und Diebstähle, und ein paar kleine Mordchen. Riugé wollte natürlich nicht zurückstehen und er fing an die Geschichte mit dem Handelsmann zu erzählen. Er erzählte sehr umständlich und eindringlich.

„Eigentlich konnte ich ja nicht dafür,“ sagte er zuletzt und weinte aus Mitleid mit sich selbst.

„Es war gar nicht meine Schuld, es war seine eigene Schuld, warum zeigte er immer die Brieftasche und versteckte sie nachher so sorgfältig, das hätte er nicht machen sollen. Es war seine eigene Schuld, mein Liebling, das schwöre ich dir. Da der Chinese, unsagbar einig mit ihm, sich bereit machte, Riugé zu umarmen, vergaß dieser die Vorsicht, sich auf die Brieftasche zu setzen und es gelang dem Chinesen, sie zu nehmen. Er ging fort und wollte das Geld zuerst nehmen,

aber die Tasche war schon leer, das tat jedoch seiner Freude keinen Abbruch, die Prämie des französischen Konsulats war sehr groß. Er ging zu dem großen Rechts-Yamen und fing an, von Riugé zu erzählen. Als Beweis die Brieftasche. Der Richter nickte ein paar Mal und da er die Brieftasche sah, glitt ein vergnügtes Lächeln über sein Gesicht.

„Ist es diese?“ fragte er durch seinen Dolmetscher, und drehte sich um: da saß Riugé und untersuchte die Tasche auf das genaueste, zuletzt nickte er wiedererkennend.

„Ja, ich glaube wohl, daß es diese ist!“ sagte er. „Der Fremde hatte sie in der Hand, als er mich bezahlte! Der Chinese hat sie sicher gesehen, ich merkte, daß er hinter uns war. Ich habe es auch dem Fremden gesagt, aber er lachte nur!“

Der Richter ließ den Chinesen untersuchen. In einer inneren Tasche fand man eine kleine Silbermünze, von der man wußte, daß sie dem Handelsmann gehört hatte.

Der Chinese ließ seinen Kopf hängen, er sah ein, daß Riugé noch besser als er verstand eine Umarmung zu benutzen — und er verneinte nicht mehr: gegen das Genie kämpft jeder vergeblich.

Riugé bekam seine Prämie und er war wundervoll besoffen an dem Tage, als er auf den Hinrichtungsplatz kam, um zu sehen, wie der Chinese geköpft wurde. Als es geschehen war, schluchzte er lange darüber, daß es für ihn notwendig gewesen war, sich von diesem lieben Freund trennen zu müssen.

Dann kamen die Gerüchte, daß Krieg zwischen Japan und Rußland erklärt war. Riugé erinnerte sich der schönen Zeiten während der Boxeraufstände. Und stahl sich schnell an Bord eines Dampfers, der nach Tokio ging. Selbst der Gedanke, daß sein Land wagte, sich mit Rußland im Krieg einzulassen, Rußland, vor dem die Chinesen zitterten, dieser Gedanke imponierte und amüsierte ihn. Er nahm sich vor, er würde jedenfalls das seinige dazu tun, daß Rußland wenigstens ökonomisch den Kürzeren ziehen sollte.

Es war Abend, als er in Kinzas Laden kam. Kinza war eben dabei, seinen Laden für längere Zeit zu schließen. Riugé fing mit einer gut vorbereiteten Rede an:

„Meine Liebe zu dir,“ sagte er, indem er sich behaglich niederließ, „ist wie eine Kirschenblüte. Sie entfaltet sich, ohne daß man weiß warum, und bringt jeden, der sie sieht, zum Entzücken!“ Und nach einer kurzen energischen Rede am nächsten Morgen meldeten sich Riugé zusammen mit dem Bruder als Freiwillige.

Zufällig kamen sie in dieselbe Kompagnie.

Es dauerte nicht lange, dann avanzierte Kinza. Er bekam seinen Korporalsgrad in jener Nacht, als die Russen am Motien-ling die Feldwache überfielen. Der Offizier wurde niedergestochen, er stand bei den Vedetten, der nächste Kommandierende fiel gleich darauf, aber da übernahm der Gemeine Kinza das Kommando über die Kameraden, und zwanzig Minuten hielten zehn Mann stand gegen eine ganze feindliche Kompagnie. Zuletzt waren nur drei zurück. Die Flinten glühten von dem schnellen Schießen und die Patronen waren fast verbraucht. Die Arme der Soldaten zitterten und die Muskeln barsten beinahe vor Anstrengung, aber da kam die Verstärkung und die Stellung war gerettet.

Riugé dagegen war sehr enttäuscht, er hatte sich den Krieg nicht so vorgestellt. Die Ideen, die ihm vorgeschwebt und seinen patriotischen Eifer entzündet hatten, waren ganz anders. Die gingen meistens in der Richtung, den Feind dadurch zu strafen, daß man ihn gründlich ausplünderte und auf seine Kosten gewaltig flott lebte. Ein paar Mal hatte Riugé auch versucht, die Kameraden in dieser Richtung zu beeinflussen und ihnen denselben Blick auf den Krieg zu geben, aber sein Rücken wurde so blau und tat so weh nach seinem Versuche in dieser Richtung, daß er es aufgab — jedenfalls vorläufig. Aber es hatte ihn nicht populär gemacht, weder bei den Soldaten noch den Offizieren und die Zeit, die jetzt folgte, wurde sehr kraftraubend und anstrengend für Riugé. Es gab keinen Tag, an dem er nicht gebraucht wurde — und das ordentlich. In einem Monat wurde er schlank wie ein Blumenstil — nur der Kopf blieb genau so dick und breit.

„Wir wollen versuchen, ob wir hier durchkommen können,“ sagte Leutnant Hirai und zeigte vorwärts, während er hin zu Riugé schielte, der schon Bescheid wußte. „294, schnell durchgehen! Aber die Beine gebrauchen!“ fügte er mit bedeutungsvoller Stimme hinzu. Und Riugé mußte sich durch das Dickicht drängen. Als er zurückkam, war er von oben bis unten voll Dornen.

„Es ist wahrscheinlich zu tief!“ sagte Leutnant Hirai an einem andern Tag. Er machte seinen Hals lang und guckte in das Wasser, wo schwarze Eisstücke hin und her trieben:

„294, versuch, ob es geht! Wenn Sie nicht Boden gewinnen können, machts doch nichts!“

Und Riugé mußte daran, obgleich er beschwor, daß er nie geschwommen hatte. Die Kameraden lachten sich beinahe tot, während 294 auf dem andern Ufer stand, sich schüttelnd vor Kälte, mit veilchenblauem Gesicht, und sich infolge der Menge Flußwasser erbrach, das er verschluckt hatte.

„Wir müssen Meldung haben hinüber zu der Kompagnie,“ sagte der Leutnant ein anderes Mal. — „Aber schnell muß es gehen!“

„294, lauf und melde, daß eine Patrouille Fußvolk zweihundert Meter vor der Feldwache ist.“

Und Riugé, der die ganze Nacht nicht geschlafen, sondern an drei schweren, mühsamen Späherpatrouillen teilgenommen hatte, mußte jetzt mit zusammengebissenen Zähnen und Augen voll Schwefel sich im Lauf setzen.

„Aber schneller!“ rief der Leutnant. Und Riugé mußte Galopp laufen.

Als er wieder schwankend vor Müdigkeit sich bei Hirai meldete, sagte dieser:

„Es ist gut, und jetzt auf Ihren Posten. Da draußen bekommen Sie Ihre Instruktionen. Jetzt können Sie wohl ein bischen Ruhe gebrauchen?“

Hirai lächelte. Als Riugé herauskam, wurde er als Posten aufgestellt.

„Jetzt ordentlich aufpassen!“ sagte der Sergeant und gab ihm einen Rückenstoß.

Nach dem was der Leutnant sagte, hatte Riugé geglaubt, er dürfe jetzt ein bißchen schlafen, nun merkte er, daß sie ihn zum Narren hielten. Hatte er früher zu viel laufen müssen, sollte er jetzt mehr stehen, als er vermochte.

Es ging eine gute Stunde. Der kühle Wind hatte schon längst den Schweiß vom Laufen getrocknet. Riugé fühlte, als stände er in einem Glaskasten. Die Füße brannten, ohne Haut wie sie waren. Seine Hände waren wie im Brand geraten. Die Kälte schmerzte und juckte drin. Die Ohren fühlte er schon lange nicht mehr. Und von der Nase ging eine kleine Eisbahn zum Mund herunter.

Er wurde ganz unklar im Gehirn und wachte auf von einem fürchterlichen Stoß in allen Gliedern. Er war von dem Hügel heruntergefallen. Ein Fall, der die meisten Nacken sicher gebrochen hätte. Aber er verrenkte sich nur seinen Arm. Trotz der Erschütterung hatte er Geistesgegenwart genug, um zu versuchen durch seinen Arm irgend einige Vorteile zu erreichen.

„Ah, ah, mein Arm, mein Arm ist gebrochen!“ rief er brüllend.

Der Sergeant versetzte ihm eine Faust ins Gesicht. „Halts Maul, du bist ja Vorposten!“

Und einen Augenblick nachher waren vier Soldaten damit beschäftigt, seinen Arm wieder einzurenken. Eine Viertelstunde Zeit nahmen sie sich, um sich auch ein bißchen Bewegung in der Kälte zu machen.

„Bitte,“ sagte dann der Sergeant und stieß ihn mit der Flinte vor die Brust.

„Hier die Flinte, die ich so gut gewesen bin und für Sie aufgestammelt habe. Und jetzt wieder auf den Posten! Aber fix!“

Und dann stand Riugé wieder da oben. Er weinte beinahe vor Wut und Schmerzen, bis die Tränen zu dicken Eisstäbchen auf seinen Wangen froren.

Als der Krieg ein halbes Jahr gedauert hatte, gab es keine Arbeit, nicht die niederträchtigste Sache, die Riugé nicht gemacht hätte und in der er nicht Meister war. Das Kriegerhandwerk fing an, für ihn ziemlich leicht zu sein.

Die Soldaten hatten die dummen Geschichten im Anfang beinahe ganz vergessen, auch Leutnant Hirai fing an freundlich gegen Riugé zu lächeln, aber zu dem Schwierigsten verwandte er ihn doch immer. Und jetzt lag 294 also und wartete in seiner Hängematte, die die Russen ihm gemacht hatten, er wartete auf Korporal Kinza, den Bruder, der zurückkommen und ihm helfen würde.

Die Abteilung war ein kleines Stückchen in dem Wald vorgerückt, als Kinza zurückgelaufen kam. „Der Späher meldet, daß Gräben mit Stacheldraht an der Waldkante gegraben sind!“ sagte er mit heißer kurzer Stimme. Er dachte an den Bruder.

„Ringsherum!“ kommandierte Leutnant Hirai sofort, und einen Augenblick nachher war die Abteilung wieder heraus aus dem Walde. Hirai setzte sich an die Spitze und die Abteilung fing an, zu laufen, um auf die Weise heran zu kommen.

„Wo ist 294?“ fragte Hirai schnell dazwischen. Er schwang seinen Säbel. „Vorwärts, Leute — schneller vorwärts!“ Schüsse fielen links von dem Wald, da, wo sein Regiment gegen die Russen gehen sollte. Es galt, zur Zeit heranzukommen.

„Vorwärts, vorwärts!“ rief Hirai wieder, die fernen Schüsse klangen Schlag auf Schlag.

Die Flintenmündungen glänzten im Laufen, als könnten sie nicht warten mit dem Schießen, bis sie in Schießstellung lagen.

„Wo ist 294?“ rief der Leutnant wieder zu Kinza, der hinter ihm lief, mit der Flinte in der Hand geklemmt und ohne Zeit zur Antwort.

„Erlauben Sie, Herr Leutnant!“ bekam Kinza heraus, es lief wie kleine Wellen über seine Lippen, die Augenbrauen bewegten sich herauf und herunter. „Mein Bruder,“ er schämte sich nicht, dies Wort zu sagen, „294 liegt in dem Loch, das sie gegraben haben. Er hängt fest. Darf ich —!“

Hirai hielt inne, einen Bruchteil von einer Sekunde. „Der Stacheldraht? 294?“ fragte er und lief wieder zu, stärker als früher.

„Er selbst hat mich zurückgesandt. Zu der Abteilung!“ und Korporal Kinza fühlte, als barst der eine oder der andere Muskel irgendwo in ihm, „ist hängend geblieben!“ hörte der Leutnant.

Die Abteilung war herangekommen.

„Nach rechts — Kette formieren!“ rief Hirai und in demselben Moment war die Kette gebildet. Es klang ein schnelles Schmettern, wie von fliegenden Steinen, die Russen hatten die Schießkette gesehen und gaben Feuer.





Jacoba van Heemskerck: Zwei Originalholzschnitte

„Anhalten!“ Hirai schwang seinen Säbel, er ging wie ein Sonnenrad über seinem Kopf. Die Soldaten schmissen sich auf die Erde. Die Flinten wurden geladen. Wie Schmeck-schmeck hörte es sich an.

„Die Schießkette zuerst! Flinte bereit! Schießen!“ rief Hirai und drehte sich um zu Kinza, dessen Gesicht ganz entstellt war.

„Lauf zurück!“ schrie er und die Schüsse schlugen jedes Wort.

Grüß ihn!

Tapfer

— alles wieder gut!“ und er winkte mit der Hand, und drehte sich wieder um zu der Abteilung.

Kinza fühlte sein Herz so unheimlich groß und dick, während er wieder zurücklief — ab und zu sich klein machend und biegend, um den Schüssen zu entgehen.

Er hörte die Schüsse pfeifend vorbeisausen. Die Zweige fielen hinter ihm, die Erde wurde aufgewühlt von den Granaten.

Riugé hielt immer noch die Flinte fest. Bewußtlos beinahe hatte er das Gefühl, daß es unerhört wichtig sei, die Flinte nicht loszulassen. Der Griff war ganz abgenutzt und fettig von einem eigentümlichen kalten Schweiß, der aus der Haut tropfte.

Er hörte, wie die Abteilung anfing zu schießen. Eine warme Freude stieg in ihm auf. Jetzt könnten sie ihn rächen. Jetzt wußten sie alle, daß er — Die Schüsse fielen dichter und dichter.

Jetzt müßte doch Kinza bald hier sein. Nur eine Minute. Nicht einmal das. Nur 50 Sekunden. 49 Sekunden! A—ah, jetzt schrie es wieder. Wer war es doch? War hier ein Hund? Ooder ein Fuchs? Oder —

Nein, nicht eine halbe Minute konnte es noch dauern. Er versuchte zu horchen, aber sein Gehirn war so übervoll und kochend von Lauten. Die Schüsse und die Schmerzen!

Ging nicht jemand im Walde?

Die Zweige brachen doch?

Es war jemand!

Kinza kam!

Es — mußte Kinza sein!

Ja — hier — hier — bin ich — hier, komm nur — der Draht — —

Ah — Gott sei Dank — nimm mich auf — aber vorsichtig!

Dann gingen die Schmerzen wieder durch ihn, a—a, a—a, durch seinen ganzen Körper, schneidend, langsam, bitter.

Warum kam denn Kinza nicht?

Er versuchte, die schweren Lider zu heben und zu spähen, ob nicht Kinza kam. Das arme entstellte häßliche Gesicht versuchte zu sehen. Und durch sein Gehirn, wo die Schmerzen herumtanzten, grub sich plötzlich ein Zweifel fest! Vielleicht hatte Kinza gar nicht erzählt, wie das zugegangen war! Oder vielleicht hatte der Leutnant nicht Erlaubnis gegeben! Oder Kinza wollte nicht! Oder sie hatten ihn vergessen!

Seine rechte Hand fing an sich im Handgelenk zu bewegen. Die halbsteifen Finger versuchten Kräfte zu sammeln. Es rieselte Speichel aus seinem Munde, das machte sein Schreien zu einem schauderhaften Lallen.

Ja, sie hatten ihn vergessen!

Sie hatten — ihn — nur — vergessen!

Ver—gessen! —

Eine Sekunde versuchte eine Welle von Haß und Wut sich seines armen Gehirns zu bemächtigen.

Ja, sie hatten ihn vergessen, sie fanden nicht, daß er schlimm genug behandelt war.

Und ein häßliches, abscheuliches Lallen glitt aus seinem Mund, der in dem Gesicht wie eine schräge Wunde hing. In dem breiten Gesicht, in dem nicht ein Zug wiederzuerkennen war.

Könnte er nur schießen! Den Russen zeigen, daß hier jemand war. Vielleicht wäre er so glücklich, von ihren Granaten getroffen zu werden.

Und seine Rechte spannte sich noch einmal, daß die verwilderten Sehnen wie ein Knäuel weißer Bänder unter der gesprengten Haut lagen. Die Mündung der Flinte hob sich ein bischen von der Erde; die Kugel flog und warf seine Hand auf die Stacheln. Der bittere Rausch füllte seinen Mund mit Wolle. Er zitterte über den ganzen Körper, wie das Fleisch eines eben getöteten Tieres zittern kann.

Aber von da oben kam keine Antwort. Sie hatten genug mit der Abteilung zu tun.

Riugé weinte. So wie ein Kind weint aus Furcht vor Prügel. Ein lärmendes Schluchzen, das seine Brust stoßweise hob und die Spitzen noch fester in sein Fleisch bohrte.

Vergessen — vergessen — vergessen — von Allen. Er schrie die Worte mit einer Stimme wie eines geschlagenen Hundes Heulen: Vergessen — vergessen — vergessen!!!

Kinza war zur Hälfte durch den Wald gekommen. Er wußte ohne es zu fühlen wie seine Füße ihm vorwärts führten! Riugé, Riugé sagte es in ihm.

Dann gab es einen gewaltigen Schlag gegen seine Beine gleich über den Knien. Er machte einen Sprung mit geschlossenen Füßen und fiel zur Erde. Einen Augenblick lag er wirr und unklar, ohne zu wissen, was passiert war. Schmerz fühlte er nicht. Der säuerliche Erdgeruch füllte seine Nase. Er stemmte die Hände in die Erde und wollte aufstehen. Und da erst verstand er, was geschehen war, er gab einen kurzen jammernden Laut von sich: der Schuß hatte seine beiden Knie zerspalten. Er drehte sich auf den Rücken und setzte sich auf. Es waren ein paar Löcher in seinen Hosen mit Blutflecken ringsherum; und einige weiße wie Kalk aussehende Scherben staken von den Beinen heraus. Es kam plötzlich eine jagende heiße Stange von Schmerzen durch die Wunden. Er konnte kaum atmen.

Dann dachte er an Riugé. Er versuchte sich zu heben, aber er fühlte seine Beine nicht. Die waren wie Bleiklumpen.

Einen Augenblick war sein Gehirn ganz erlahmt und glühend. Was sollte er tun! Riugé? — Seine Augen erweiterten sich unnatürlich.

Dann schoß eine Idee durch ihn und er legte sich nochmals auf den Rücken und drehte sich nachher um auf den Bauch. Dann stemmte er die beiden Handflächen gegen die Erde, setzte zuerst die Rechte ein bißchen vor, dann die Linke und schleifte die Beine nach sich. Es war, als hingen die Knie fest in Schrauben, die jedesmal sich in das Fleisch einbohrten. Er biß die Zähne zusammen und knirschte mti ihnen, um die Schmerzen in den Beinen zu übertäuben.

Wieder setzte er die rechte Hande vor, dann die linke und so die Beine. Und so die rechte, so die linke, und so die Schrauben in den Knien. Links, rechts, es war, als barsten die Muskeln.

Dann mit einmal hörte er einen Schuß vor sich. Er starrte, ständig die dornenverwundeten Hände in der Erde, mit der Unterlippe, die, ein blaßroter Fleischfetzen, herunterhing.

Riugé! Riugé, ja, er wartete auf ihn. Was sollte er tun, er konnte ihm nicht helfen. Und was glaubte wohl Riugé? Daß sie ihn vergessen hatten?

Er hob den Kopf und sah, daß nur einige Sträucher fehlten, dann war er da.

„Riugé! Riugé!“, rief er und seine Stimme kam ihm so laut vor. Er watete wieder vorwärts. So hatte er den Kopf durch das Dickicht bekommen. Nochmals ein Schritt mit den Händen und er wollte die Beine herabschleifen. Aber dann merkte er durch einen wahnsinnigen Schmerz, daß die Beine in den Zweigen hängen geblieben waren und nicht loskommen konnten. Grade in den Wunden. „Riugé! Riugé!“ — rief er wieder, seine Stimme tat seinem Hals weh.

Und Riugés Kopf, der lag wie auf einer Schüssel auf der Erde, Riugés Kopf drehte sich, langsam in kleinen schnellen Rucken, sekundenlangen Pausen gegen ihn. Bei jedem Ruck spritzte ein dünner roter Strahl aus seinem Hals und der Stacheldraht, der um den Hals saß, glich einer Korallenschnur. Und zuletzt lagen die halberblindeten Blicke der beiden Brüder in einander.

„Ich glaubte, — vergessen — vergessen —!“ Die Stimme Riugés flüsterte und der klebrige Speichel glitt mit roten Flecken über seine Lippen.

„Ich wurde verwundet. In den Beinen!“ sagte Kinza und seine Stimme klang tot.

„Aber Hirai sagte selbst, daß du tapfer bist, und daß alles wieder gut ist!“

Da hob Riugé nochmals sein Gesicht, der Schweiß lief von seiner Stirn; es kam ein kleiner glucksender Laut aus seinem Hals, und um den Mund ging eine Schnur, die ein Lächeln sein wollte. Und von dem Mundwinkel kam unartikuliert ein Lallen, das eine Wiederholung sein sollte, von dem was Hirai gesagt hatte:

„Tappy —“ sagte Riugé, und wieder war diese Schnur, die seinen Lippen zum Lächeln verhelfen wollte — „Tappy . . . gul wieler . . .!“

Dann fiel sein Kopf in drei kleinen Rucken hinunter, er war tot.

Noch einen Augenblick lag Kinza und sah ihn an; in ihm flüsterte es, Mal auf Mal, daß Leutnant Hirai gesagt hatte, Riugé sei tapfer und alles sei wieder gut.

Dann hoben sich seine Arme, ganz langsam, bis er mit den Beinen fest in den Zweigen hängend und das Gesicht in dem dürren scharfen Gras lag. Und mit einmal lächelte er ein ganz wenig, und fühlte nicht, daß Erde und welke Blätter dabei Nase und Mund füllten: ja, dachte er, und seine Gedanken starben hin in diesem Lächeln: ja, Riugé hatte genau so gesprochen wie ein Kind, ein glückliches Kind: Tappy . . . gul . . . wieder . . .

Und dies Lächeln lag noch über seinem Gesicht, als die Kameraden ihn am nächsten Tag fanden.

Autorisierte Übersetzung von Nell Walden

Gedichte

August Stramm

Ich

Du steht! Du steht!
Und ich
Und ich
Ich winge
Raumlos zeitlos wäglos!
Du steht! Du steht!
Und
Rasen bäret mich
Ich
Bär mich selber!
Du!
Du!
Du bannt die Zeit
Du bogt der Kreis
Du seelt der Geist
Du blickt der Blick
Du
Kreist die Welt
Die Welt



L. Wachlmeier: **Originalholzschnitt**

Die Welt!
Ich
Kreis das All!
Und du
Und du
Du
Stehst
Das Ich
Das
Ich!

Schön

Wissen Tören
Wahr und Trügen
Mord Gebären
Sterben Sein
Weinen Jubeln
Haß Vergehen
Stark und Schwach
Unmöglich
Kann!
Dein Körper flammt!
Die Welt
Erlischt!

Begegnung

Dein Gehen lächelt in mich über
Und
Reißt das Herz.
Das Nicken hakt und spannt.
Im Schatten deines Rocks
Verhaspelt
Schlingern
Schleudert
Klatscht!
Du wiegst und wiegst.
Mein Greifen haschet blind.
Die Sonne lacht!
Und
Blödes Zagen lahmet fort
Beraubt beraubt!

Spiel

Deine Finger perlen
Und
Kollern Stoßen Necken Schmeicheln
Quälen Sinnen Schläfern Beben
Wogen um mich.
Die Kette reißt!
Dein Körper wächst empor!
Durch Lampenschimmer sinken deine Augen
Und schlürfen mich
Und
Schlürfen schlürfen
Dämmern
Brausen!
Die Wände tauchen!
Raum!
Nur
Du!

Trieb

Schrecken Sträuben
Wehren Ringen
Aechzen Schluchzen
Stürzen
Du!
Grellen Gehren
Winden Klammern
Hitzen Schwächen
Ich und Du!
Lösen Gleiten
Stöhnen Wellen
Schwinden Finden
Ich
Dich
Du!

Fluch

Du sträubst und wehrst!
Die Brände heulen
Flammen
Sengen!
Nicht Ich
Nicht Du
Nicht Dich!
Mich!
Mich!

Allmacht

Forschen Fragen
Du trägst Antwort
Fliehen Fürchten
Du stehst Mut!
Stank und Unrat
Du breitst Reine
Falsch und Tücke
Du lachst Recht!
Wahn Verzweiflung
Du schmiegst Selig
Tod und Elend
Du wärmst Reich!
Hoch und Abgrund
Du bogst Wege
Hölle Teufel
Du siegst Gott!

Werben

Geheimnis bogt das Tor
Erde Himmel
Harren
Harren!
Auf schließt dein Blick!
Blend
Wirrt und greift
Und tastet
Krampft in leeren Händen.
Dein Lächeln wehrt.
Verschlossen blickt das Tor.
Mein Harren harrt
Und
Gott und Himmel pochen!

Abendgang

Durch schmiege Nacht
Schweigt unser Schritt dahin
Die Hände bangen blaß um krampfes Grauen
Der Schein sticht scharf in Schatten unser Haupt
In Schatten
Uns!
Hoch flimmt der Stern
Die Pappel hängt herauf
Und
Hebt die Erde nach
Die schlafe Erde armt den nackten Himmel.
Du schaust und schauerst
Deine Lippen dünsten
Der Himmel küßt
Und
Uns gebärt der Kuß!

Ein Weltereignis

Hermann Essig

Ein Mäusepaar sah einem freudigen Ereignis entgegen.

„Geh hin," sprach die Mäusin zum Mäuserich, „und kundschafte, ob du irgendwo einen fetten Ort findest, der mich mit meinen kleinen Mäuslein lange gut ernähren wird."

Der Mäuserich drückte ihr einen Kuß auf die Schnauze und begab sich auf die Reise. „Daß du nicht zu lange ausbleibst," sagte sie noch, „und gehe ja nicht in die Falle." „Nein, nein, ich komme gleich wieder," sprach er.

Er kletterte und rutschte durch alle Engpässe und Fluren des Hauses Nummer 96 empor, schließlich roch und duftete es in der dritten Etage bei Stanges nach einer Unmenge schöner Blumen, dem reichen Abfall von Küche und Tisch, der überall zerstreut lag. Freudig erglänzten Mäuserichs Augen, hier wollte er seine Traute herbringen, damit sie die Kleinen zur Welt brächte.

Schleunigst wollte er umkehren und seiner Frau von dem Lande künden, damit sie mit ihm herzöge. Wies aber so geht, an einem Punkt dieser Landschaft blieb er stehen, um sich noch einmal umzuschauen. Da floß ein rauschendes Wasser, das gurgelnd in die Untiefe kollerte. Auch fiel ein helles Licht neben ihn. Er verkroch sich in den Schatten, da sah er eine Riesengestalt vor sich, die schnell wieder verschwand.

Er zitterte über diese Erscheinung und blieb in stillem Bangen sitzen, ob hier wirklich so gute Stätte sein würde. Während ihm alles übrige recht wohl gefallen hätte, hier war es wild romantisch; das grelle Licht und die tosenden Wasser. Endlich wollte er wieder fürbaß gehen und seiner Frau Meinung darüber hören, aber da erschien wieder die Riesengestalt, und es hielt ihn fest in Angst und Bangen.

Nun zog aber wie von Zephyrdüften gefächelt plötzlich ein süßer Duft um seine Nase. Bald stellte er fest, daß hier in der Nähe das ihm bis jetzt verborgen gebliebene Eden liegen mußte. Als die Riesengestalt auch diesmal glücklich wieder verschwand, wurde er beherzt und neugierig, dem Ursprung des Duftes nachzuziehen.

Wohl überkam ihn ein Gefühl, als hörte er die Worte, die seine Traute beim Abschied zu ihm gesprochen hatte, „Artur, gehe mir ja nicht in die Falle, gelt, geh mir nicht in die Falle, passe gut auf." „Nein, nein, was denkst du, ich gehe doch nicht in die Falle," hatte er dann gesagt. Komisch, daß ers jetzt im schönsten Augenblick so sehr lebhaft dachte. Er machte eine die jetzige Wirklichkeit klarstellende Bewegung, indem er den Kopf durch die beiden Vorderfüße strich. Und da stieß er auch schon an etwas, ganz leis, das ein großer Speck war, das war es, ja, der Speck hypnotisierte ihn, es knickte und klatschte, er wollte den Schwanz einziehen. Das ging nicht, er stürzte zu Boden und hörte das tosende Wasser. So lag er Weile gerade ausgestreckt mit eingeklemmtem Schwanz, ganz unbewußt.

Da erschien wieder die Riesengestalt, er wendete nicht den Kopf nach ihr, denn jetzt erkannte er sie, sie hatte ihm das Unglück gebracht. Es war Frau Stange, die grade ins Bad steigen wollte.

Frau Stange drehte den Wasserhahn ab, das Tosen verstummte.

Der Mäuserich fühlte sich angehoben wie auf schwankendem Aeroplan. Frau Stanges Stimme gellte schrill: „Die Maus, die Maus, ich hab sie, ich hatte mich doch nicht getäuscht, es war eine Maus."

Und ein Haufen kleinerer und größerer Riesengestalten kam, Frau Stange warf ein Badetuch um sich. Ein Geschrei und Lärmen wurde, es ging in die Lüfte gehoben durch Räume und Hände, Augen, Brillen, bis wieder ein Stillstand kam. Da sah sich der Mäuserich umgeben von Tellern und Tassen, in seiner Nähe sah er eine blaue Flamme, worauf ein Kessel mit Wasser kochte.

Ob dies ihn betraf —?

Es überkam ihn ein Zustand von Wursthaftigkeit, er begann sich seine Lage anzusehen. Allerdings, er war in die Falle gegangen. Da heraus kommen! Er biß um sich, das war harter Draht, so gings nicht. Sein Schwanz war freigemacht, offenbar von Frau Stange selber. Vielleicht konnte er auch hoffen —! Er setzte sich recht timid hin und wartete, er gab sich als einen, der nicht auf drei zählen kann, dem man ruhig die Zellentür öffnen könnte, der selbst dann nicht entflöhe aus der süßen — verwünschten — Nähe des Speckes jener dummen Sau.

Frau Stange kam von neuem auf ihn zu, er sah sie recht treuherzig an und putzte sich sogar. Frau Stange lächelte ihm zu. Oh wie er jetzt hoffte und an seine Traute, an dieses Wiedersehen dachte!

Aber bald verlor er wieder die Hoffnung, Frau Stange löschte die Flamme aus, hob den Kessel vom Herd und schrie laut: „Wer will noch einmal die Maus sehen!“ Es lärmte und gröhlte ein Haufen daher, ein Eimer wurde auf den Boden gesetzt, der Kessel wurde hineingeschüttet, es qualmte und dampfte. Die Stimme: „Tötet das süße Mäuslein nicht!“ wurde überhört. Dem Mäuserich krampfte es das Herz; „wenn das ihn betraf — o Traute!“, währenddem ihm viele vergnügte Gesichter Liebesworte zuflüsterten „du süßes Mäuschen“. Ach, beim Blick in den Dampf des Eimers auf dem Boden mißtraute er dieser Liebkosung der Riesen.

Wahrhaftig, es galt ihm, es ging in den Abgrund, er fühlte die Nähe des heißen Pfuhls, kletterte verzweifelt in die oberste Ecke der Falle, ein Pfiff entrang sich ihm „Traute süße“, ein kalter Ruck, und ein glatter Leichnam wurde aus dem heißen Sud gezogen.

Wie abscheulich! alles schüttelte sich in Grauvor dem, welchen man soeben noch süßes Mäuschen genannt hatte.

Die Klappe der Falle wurde geöffnet und Arturs Kadaver aus der dritten Etage in den Hof geschleudert, nächsten Morgen beim Kehren vom Portier — mit einem Fluch gegen oben gefunden, mit einer Zange in den Müllkasten getragen, wo er sein Grab fand.

Frau Stange badete selbige Nacht ihren Lebensnam, schneeweiß, gedachte beim Erinnern an die Maus nur der einzigen Interessantheit, daß am Leichnam die Maus deutlich als Mann zu erkennen war, um den es immerhin schade war.

Die Mäusin grämte sich, warum Artur nicht zurückkam. Spätestens um zehn sollte er wieder da sein, weil man das Haus schloß.

Sie fühlte schon die zwanzigbeinigen Stöße der Kleinen in ihrem Bauch, und es hatte not, bald das Nest zu finden. Trübselig hing sie den Kopf. Die letzten Straßenbahnen rollten schon vorüber, er kam nicht .

Sie konnte ja nicht ahnen, daß ihr schöner Mann nicht allzuweit von ihr in so schaudervollem Ansehen auf dem Hofpflaster lag. Aber da ihm doch irgend etwas zugestoßen sein mußte, machte sie sich schließlich auf, ihn zu suchen.

Leicht fand sie den Weg, den er hingegangen war, an vielen Orten hatte er ein Exkrement als Wegzeichen und Andenken hingesetzt. Mit Freuden passierte sie immer wieder so eine Stelle, wo etwas voi ihm lag. So war er also doch so weit gekommen! Da fand sie ihn vielleicht noch, am Ende hatte er sie bloß geschwind aus Freßsucht, die sie an ihm kannte, vergessen. Irgendwo hockte er und schlemmte! Immer mehr vermutete sie dies, und ihre Sorge, er könnte in die Falle gegangen sein, schwand.

Wie sie hoch oben bis zur dritten Etage gewandert war, verloren sich des Liebsten Spuren in der Ebene. Mit einer gewissen ehrfürchtigen Scheu trat sie in das Land ein, wo sie ihn bei leckerem Mahle zu finden ganz bestimmt hoffte.

Sie fand bald viele Plätze, wo er gewesen war. Aber ihn selbst fand sie nirgends. Sie pfiff ihm in dünnem, nur seinem Ohr vernehmlichen Ton. Es wuchs ihre Sorge wieder, da gar nie eine Antwort erfolgte.

Besonders an einer Stelle, wo sie jetzt ankam, befiel sie tiefe Angst. Da bog ein Wasserrohr ab in die Wand, da lagen Haare, wie er sie hatte. Eine getrocknete winzige Pfütze, als wenn er hier nach ihr geweint haben müßte.

Sie wimmerte, daß ihre zappelnde Brut in ihr bebte, hastete unruhig herum, ging gedankenlos an allen Schönheiten und Verlockungen vorbei, trübe den Kopf hinabhängend.

Schließlich gab sies auf, ihn zu suchen. Sie mußte sich ein Nest zurichten an einem Ort, wo sie niemand vermuten und stören konnte. Dazu erwählte sie sich einen großen Schrank. Mit fieberhaftem Eifer begann sie ein Loch in den Schrank zu nagen, dann wollte sie innen irgendeine Rocktasche benutzen, um in ihr das Wochenbett durchzumachen.

Das Loch gedieh erfreulich rasch, und sie konnte hoffen, in zwei Nächten freien Eingang zu haben.

Plötzlich fiel ein Lichtschein an ihr vorüber, und sie wurde ganz still. Es liefen schwere Tritte wie von Riesen, dann wurde die Schranktür laut knarrend geöffnet. Das Licht erlosch wieder, und sie wollte gerade das Nagewerk fortsetzen, als eine süße Speckluft sich um sie legte und sie umkreiste.

Da war eine Falle hingestellt worden!

Woher sonst sollte auf einmal der Speck kommen?!

Sie horchte gespannt und hörte nun flüstern.

Herr Stange sagte zu Frau Stange: „Ich glaube, daß sie so nicht in die Falle geht, das merkt sie. Es war für die Katze, extra in die Küche zu gehen, den Speck anzubrotscheln, die Falle zu stellen, nur um sich kalte Füße zu holen.“

Aber obgleich Traute auf der Hut war, so bangte sie doch vor der Gefahr, denn ob sie vom Geruch weglief oder ihm entgegen, vermochte sie nicht zu entscheiden. Eines wußte sie jetzt, dieser Duft war ihres armen Mannes Verhängnis geworden.

Mit Enttäuschung sah die gespannte Mausefalle unter Frau Stanges Schrank hinab, als sagte sie: „Gott, kommst du nicht endlich.“ Die Falle stand offenbar hier nicht richtig, sie blieb leer.

Im Stangeschen Haushalt irrte nun Traute, wohl reichlich Nahrung, aber schlechten Unterschlupf findend, umher. Kein Mensch bemerkte unter Tags ihre schwangere Anwesenheit, die sonst im Leben mit so viel Anstoßen und Naserümpfen schleunigst an holden Repräsentantinnen bemäkelt wird. Trotz dieser Ungestörtheit wurde es der irrenden Traute immer verzweifelter zu Mut. Die Kleinen in ihr wollen gar nimmer Ruhe geben, oft fiel sie geschwinde hin. Es wurde Zeit zum Neste.

Herr Stange setzte sich der Küche gegenüber gerade an den Tisch und feierte Halbmond, indem er in der dunklen Seite saß und die Küche erleuchtet war. Er dachte so gut wie nichts, sah vielmehr ins Helle. Seine Frau näherte sich ihm tastbar, es wäre vielleicht zum Kusse gekommen.

Aber Herr Stange stand auf mit Empörung: „Soeben lief in aller gemütlichen Frechheit langsam eine riesengroße Maus von der Eimerbank zum Abwaschschrank, es ist doch unerhört! Wir haben jetzt also richtig Mäuse. Nicht mehr ausnahmsweise eine Maus, nein, ‚Mäuse‘ haben wir!“ Frau Stange schlug entsetzt an ihre Brust.

Man lief zur Falle und präparierte den Speck. Mit Jägergenie stellte Herr Stange die Falle auf „den Wechsel“ der Maus. Da mußte sie in Sekunden gefangen sein!

In der Küche roch es zufällig sehr stark nach verbranntem Pflaumenkuchen, daß jeder andere Geruch darin ersticken mußte.

Frau Stange bezweifelte darum die Wirkung des Specks, aber Herr Stange hielt daran fest: „Mit Speck fängt man Mäuse.“

Die Falle stand.

Die Rettung des verbrannten Pflaumenkuchens nahm alle Hände sodann in Anspruch.

Es mußte verhext sein, es schnappte und klappte, es schien kein Augenblick. Die Maus mußte direkt auf den Speck gewartet haben.

Herr Stange frohlockte mit hocherhobener Jagdtrophäe, die zur schweren Hälfte aus der Falle heraushing.

Die Gefangene ächzte: „Verfluchter Pflaumenkuchen, der mir die Witterung genommen hatt!“ Aber mit Speck fängt man Mäuse, frohlockte der Jäger, hab ichs nicht gesagt?!

Im Glücke seiner Einfalt befreite er durch leises Anheben der Klappe die Maus — die eine Kapitalmaus war — aus ihrer Schmerzenslage, und Traute huschte vollends in den Käfig hinein.

Frau Stange, welche durch ihre Kunst im Pflaumenkuchenbacken eigentlich die Schuldige an der Maus Schicksal geworden war, hatte den Pflaumenkuchen vom Blech gelöst und eilte nun herbei.

Traute und Frau Stange sahen sich an. Mit einem Blick — —!

Er hieß: „Wir sind schwanger.“

Eine Maus, die Junge kriegt, ist es, erhob sich ein Jubel. Die sperrt man diesmal ein! Die Kinder freuten sich schon der jungen Mäuslein. Und man wünschte nur den getöteten Mäuserich wieder zurück! Hätte man ihn nicht getötet, jetzt hätte man die schönste Familie Maus beieinander.

Traute schien zu verstehen und hockte mit ihrem dicken Leib in der Falle.

Es war am dritten Tage, nachdem sie ihren Mann verloren hatte.

Frau Stange sah recht oft und innig zu ihr in die Falle: „Dein armes Männel erlebt deine Freude an deinen Kinderchen nicht mehr.“ Es wurde den beiden Frauen recht weh ums Herz und sie schlossen schnell Freundschaft.

Traute ließ die Zuckungen ihres Leibes beobachten und ließ ausrechnen, wie lange es ungefähr noch dauern werde.

In einem alten Einmachglas, das mit einem durchlochten Bohnerwachsdeckel zugedeckt war, stand sie schließlich mitten auf dem Tisch beim Abendbrot, Frühstück, Mittagessen.

Zum Schein freute man und ergötzte sich an ihren reizenden Bewegungen, in Wahrheit warf man gierige Blicke auf den Bauch der Gefangenen, obs bald losginge.

Traute bekam die besten Sachen kredenzt, aber sie nahm außer einem kleinen Bröckelchen mit Milch keine Nahrung zu sich. Ein Extra-Aufzug für Milch, der ins Glas gearbeitet wurde, machte nicht einmal Eindruck auf sie. Dann drückte sie oft so eigentümlich, als müßte sie husten, saß immer trübseliger und zwinkerte mit den Augen.

Frau Stange ließ kein Auge mehr von ihrer Gefangenen, sie zweifelte nicht, daß die Maus in Wehen lag.

Und es fügte sich, daß man zu Tische saß und die Tischgenossin im Glas das erste Junge zutage förderte. — Gerade, wie wenn eine Katze auf

einem Sandhaufen sitzt und — — —! war der Anblick.

„Das geht aber einfach," rief Frau Stange.

Die Maus fraß nur nach dem Ereignis die Blutteile vom Jungen ab und beleckte es. So ging es fünfmal. Es war das ‚appetitlichste' Spektakulum am Stangeschen. Den Kindern war das Ereignis durchaus so am verständlichsten, um so mehr, als die Andeutungen, daß es beim Menschen gerade so gehe, nicht fehlten.

Mit der Zeit fiel es jedoch auf, daß die Jungen sich gar nicht rührten. Man schritt zu ihrer näheren Untersuchung. Da ergab sich, daß Trautes Kleinen alle erst halb entwickelt und sie sämtlich Fehlgeburten waren.

Da schmeckte das Essen denn doch nicht mehr recht in der Nähe dieser Kindsleichen. Jedoch hielt Herr Stange es für ganz falsch, sich den Appetit verderben zu lassen, sondern erklärte vielmehr, daß dies ganz einfach „eine Frühgeburt sei, welche Erscheinung auf die Quetschung der Maus durch den Deckel der Falle zurückzuführen sei — wie bekanntlich auch beim Menschen, wenn Unglücksfälle usw. . ."

Es schmeckte nach solcher Offenbarung zwar nicht besser, immerhin konnte man wenigstens die Maus abtragen, denn die medizinische Wißbegier war vollauf befriedigt. Das Theater war für diesen Abend gänzlich überflüssig geworden.

Traute beschäftigte sich mit Aufräumungsarbeiten, die Jungen stopfte sie unter die Holzspäne, welche man ihr ins Glas gegeben hatte. Nur das Erbärmlichste von ihnen ließ sie in seinem embryonalen Aussehen an dem Rand des Glases kleben, wahrscheinlich zum Hohn der Beschauer.

Mühselig und geschwächt kletterte sie herum, so daß sie Erbarmen genug für sich erweckte, sie, die arme Mutter, nicht den Tod durch Ersäufen sterben zu lassen wie den Herrn Gemahl.

Dieser Maus, die man leiden gesehen hatte, mußte die Freiheit geschenkt werden. Für sie war die Freiheit ein Recht geworden, lautete der Beschluß der menschlichen Gesellschaft.

Also gut. Fräulein Stange wurde beauftragt, den Inhalt des Einmachglases auf die neue Rasenpflanzung der Parkstraße auszuschütten. Dreiviertel neun Uhr, es war schon Nacht geworden, stieg sie mit Wonnegefühl hinab, Jemandem, wenns auch bloß eine Maus war, die Freiheit schenken zu dürfen.

Vom hohen Balkon schauten die anderen hinab.

Jetzt schüttelte sie,! sofort rannte die Maus davon, weg von ihren Frühgeburten.

Aber was wars!

Eine Katze!

Niemals war sonst hier eine Katze zu sehen. Jetzt war sie da, aus dem Bauzaun herausgekommen wie von der Vorsehung hierhergesetzt, die Maus, für die voll Großmut die Freiheit präludiert war, zu haschen.

Die Katze trug die Entbundene im Maul in den Neubau hinein, ihr dort den Garaus zu machen, und so die erste Leiche dort niederzulegen.

Nur noch mit schwachen Zuckungen seufzte Traute das letzte Gedenken an die schöne Flitterzeit einst mit Artur samt den dabei gehegten Hoffnungen.

Es war vorbei.

Am nächsten Morgen zogen die Besenweiber auf, den Rasen zu kehren. Eine von ihnen klaubte das Holz, worauf die Maus geboren hatte, in ihre Schürze. Vielleicht wurde auf dieses Holz später noch ein Zuckerhase geklebt, da das Brettchen schon einmal r o t war.

Dann kehrte das Weib den Rasen, und die Mäusebrut spritzte vom Besen in den Rinnstein der Straße.

Herr Stange philosophierte darüber, ob es Zufall war, daß hier die Katze dem Menschenwillen in die Quere kam, oder ob die allgemeine Weltweisheit hier gescheiter gewesen sei als der Mensch.

Wenn die Herzen dieser Mauseleben auch wirklich für einanderschlugen, so war dieser Ausgang diesmal das Beste.

Der Weg durch die Nacht

Roman

Aage von Kohl

Fortsetzung

Er war dort an der Tür stehen geblieben, mit schweißtropfender Stirn, heftig atmender Brust in allen Fibern zitternd von einem brennenden Durst, alles auszurichten, wovon er jetzt endlich eingesehen hatte, daß er es tun mußte!

Er stand da, den Oberkörper ein klein wenig vornüber gebeugt, einen lauernden Blick in seinen Augen, mit hart geballten Fäusten —:

Karl Mumme!

Wohlan, jetzt handelt es sich um dich und um mich!

Hast du es gehört, auf Tod und Leben fordere ich dich hier!

Heute treffe ich dich mit der Vergeltung für das Entsetzliche ,was du an Ihr getan hast und an mir!

Er erhob mit einem Ruck die beiden Arme, warf den Nacken zurück, mit weit aufgerissenen Augen . . . und da erlebte er auf einmal, mit einer Heftigkeit, als sei es sein eigenes Fleisch und Blut selbst, als seien es seine eigenen Sinne und Nerven, sein eigenes Herz und Gehirn, gegen die dies alles ausgeführt wurde — erlebte er das, was Annie an jenem Abend vor zwei Jahren hatte erleiden müssen:

Siehe!

Mein Gott —:

Er sieht in eigener Person, unsichtbar, unhörbar, wie ein Schatten — vor dem niedrigen, gelben Haus der Eisenbahnstation, auf dem Bahnsteig, wo die beiden flackernden Laternen brennen, und sieht Sie aus dem Zug springen — der da hält, lang, kohlschwarz, mit dem funkendurchzogenen Rauch, der an dem Dach der Wagen entlang wogt.

Er sieht sie in den Schein hinaustreten, schlank und aufrecht, in ihrem weißen Kleid mit der schönen, gelben Tasche an ihrer linken Hand — leuchtend in dem unsicheren Schimmer mit der Pracht eines Sonnentages.

Er erblickt den Assistenten, groß, schmalschultrig, in seiner dunklen Uniform mit Goldknöpfen — mit seinem lächelnden, jungen Gesicht, sich den kurzen Bart streichend — er tritt auf sie zu, verneigt sich, macht die Honneurs, nimmt ihr die Fahrkarte ab, stammelt gleichzeitig ein paar ehrerbietige Worte. Sie nickt freundlich und kurz, geht hastig und schweigend vorüber — sie hat offenbar Eile, sie will schnell nach Hause, es ist ja schon spät, die Uhren dadrinnen bei ihren Eltern gingen verkehrt, sie kam nicht rechtzeitig zu der letzten Straßenbahn, war infolgedessen gezwungen, mit diesem Zug zu fahren — und eilt deswegen jetzt dahin! sie sehnt sich heiß und froh, nach Hause zu kommen, sie weiß ja auch, daß Glaß den ganzen Abend allein gesessen hat, daß er jetzt, vielleicht in dieser selben Sekunde, zu der Haltestelle der Straßenbahn hinabgegangen ist, um sie zu holen, er wird unruhig werden, weil sie nicht da ist — ach Gott, und es sind so viele, viele Stunden her, seit sie einander gesehen haben!

Glaß Mortons Herz pocht — während er dasteht, körperlos, wie ein Phantom, ganz dicht hinter ihr, so nahe, daß er die Wonne empfindet. das zarte und blonde Aroma zu spüren, das ihrem Haar und ihrer Haut entströmt — sich bemühend, daß sie ihn erblicken, daß sie wenigstens seine Nähe ahnen soll! Er ist zugleich unsagbar glückselig und gräßlich ängstlich, ihm schwindelt vor Glück bei dem Anblick ihres Antlitzes — und er ist grenzenlos bange, er weiß selbst noch nicht weswegen!

Aber sie hat ja Eile!

Sie ist schon durch die kleine, dunkle Vorhalle gelangt — ist die drei langen, grauen Steinstufen unter der Laterne der Fassade hinab gegangen, hat die Station verlassen.

Sie eilt nun dahin, ach Gott, mit diesen Schritten, die er liebt, deren Laut ein Fest, deren Takt ein Rausch, deren Rhythmus von Frau und Jugend und Eile eine Seligkeit für Gedanken und Sinn ist — sie eilt jung und froh dahin, sie starrt spähend in die Finsternis hinaus, sie grübelt mit einem wunderbaren Lächeln über die Möglichkeit nach, er könnte vielleicht erraten haben, daß sie diesen Weg kommen muß — und plötzlich fährt es ihr wie ein Stich durch das Herz, daß sie nicht daran gedacht hat, ihm von da drinnen aus der Stadt zu telephonieren, mit ein wenig Glück hätte sie es doch möglicherweise erreichen können — im Laufe der paar Minuten, die sie noch daheim bei ihren Eltern hatte, nachdem sie entdeckte, daß die Straßenbahn schon abgegangen war! — Aber gleich darauf vergißt sie dies von neuem, es verschwindet alles in dem Bewußtsein, binnen ganz kurzem sich lachend und entzückt und dürstend in seine Arme stürzen zu können!

Und er — er, der ihr lautlos folgt, berauscht von dem Tanz ihres Ganges und gleichzeitig die Brust zusammengepreßt von dunklen Ahnungen, wegen irgend etwas, er weiß selbst nicht was — er denkt nur an eins: ja, ach, wenn sie doch auf alle Fälle von der Station aus jetzt eben noch ihn angeklingelt hätte — oder wenn er doch jetzt auf einmal diese Ketten sprengen könnte, mit denen er gefesselt ist! dieses Gewand von Unsichtbarkeit, in dem er wie in einem Käfig gefangen ist — ach, Gott gebe, daß er es ihr klar machen könnte, daß er hier ist und ihr rät, so schnell wie möglich umzukehren, denn dann wird er sie selbst von zuhaus her anrufen! oder wenn er plötzlich zu Fleisch und Blut werden, ihren Arm nehmen und in den seinen legen, in Fleisch und Blut mit ihr dahin wandern könnte! aber nein, er kann das nicht, er rast, er zerrt an den unsichtbaren Banden, er ruft und schreit mit lautloser Riesenstimme, um sie zu warnen: Kehre um, Annie, hörst du, beeile dich, kehre wieder um! Annie, es ist der letzte Augenblick: kehre um . . . aber sie versteht es nicht, hört es nicht, fühlt es nicht!

Nein, denn sie eilt beständig schneller heimwärts! Sie ist schon an den ersten acht oder neun Laternen hinter der Station vorüber, erreicht jetzt die nächste — und beeilt sich dann noch mehr!

Ja, sie geht nicht!

Nein, sie läuft.

Sie fliegt!

Und Glaß — der zuerst überwältigt worden ist vor Wonne über ihre Eile! der für einen Nu bloß dies eine bedenkt, daß sie, je mehr sie sich beeilt, um so früher nach Hause kommen wird! je schneller sie dahineilt, um so eher wird er sie unbeschädigt in seine Arme schließen können — Glaß fängt auf einmal an zu ahnen, daß da etwas anderes sein muß! Wie, wieso — sein Brust wird kalt —: dann war es also richtig, was er vorhin fürchtete, ist auch sie jetzt bange geworden, ist da

irgend etwas, wovor auch sie plötzlich sich ängstigt?!

Er hemmt einen Augenblick seinen Geisterfuß dort hinter ihr — er wendet sich um, er späht —:

Ja!

Jetzt versteht er!

Mein Gott, was ist dies hier!

Jetzt hört sein Ohr, wahnsinnig gespannt, den Laut, der auch sie erschreckt hat —:

Still, horch, es ist das Geräusch von Schritten in weiter Ferne, nein, es ist das Geräusch eines Laufens, eines angestrengten, schleichenden Laufens dadrinnen über Gras —: ist es ein Tier da drinnen in der Finsternis, oder wer schleicht denn sonst auf solche Weise herum?

Nein, nein, jetzt sieht er es deutlich, sowohl Annie, als auch er, sie sehen es auf einmal alle beide —: den vornüber gebeugten, jagenden Schatten eines riesengroßen Mannes, der da draußen vom Felde her kommt! kohlschwarzes Haar und Bart, weißgelbe Haut, die zu stramm über den mächtigen Kopf gespannt ist, die Augen, die rot bluten, der verzerrrte Mund, dessen Zähne schimmern, die Last der mächtigen Schultern, die zu langen Arme mit den ungeheuren, den erschreckenden Fäusten . . . ach Gott, wie ein hungriger Tiger auf der Jagd, wie ein kohlschwarzer, blutdürstiger Panther galoppiert er in ellenlangen Sätzen dahin durch die Dunkelheit, schräg vorwärts auf den Weg zu, jetzt setzt er mit einem dröhnenden Sprung über den tiefen Graben einige Schritte vor ihr — er hält mit einem Ruck an, macht kehrt, steht mit einem grauenvollen Grinsen dicht vor ihr und breitet jäh seine Gorillaarme aus: Komm her, du bist schöner und jünger als die andern! komm her — denn dich will ich totschlagen, um satt zu werden!

Annie ist starr dort stehen geblieben, mein Gott, wie ihr die Knie unter dem Glanz der weißen Seide schlottern — aber jetzt wirft sie auf einmal ihren Nacken zurück, die Wonne eines Augenblicks schauert durch Mortons Brust, während er schreit und schluchzt, ohne einen Laut, um sichtbar werden zu können —: ja, eine wahnsinnige Hoffnung wird für eine einzige Sekunde in ihm geboren: weil sie ihr Antlitz aufrichtet, weil ihre tapferen, blauen Augen flammen, weil sie ihre zarte Hand erhebt und ihn wegfegen will, den schwarzen Koloß, mit einer Bewegung —:

Fort!

Ich kenn Euch nicht!

Kommt zu mir nach Hause, wenn Ihr hungrig seid! . . .

Aber da weicht sie im nächsten Augenblick zurück.

Mit einem Schrei.

Siehe —:

In seiner Rechten blinkt im selben Nu das Messer!

In seiner rechten Faust sprüht der eisige Stahl so blau!

Hilf mir, Glaß, komm zu Hilfe, mein Gott, was soll ich tun, zu Hilfe . . .

Mit einem lautlosen Ruck hat sie sich zusammengebeugt, fliegt jetzt blitzschnell dahin mit einem geschmeidigen Sprung, ist ihm unter dem Arm hindurchgeschlüpft, fort, dahin, auf den nahen Strandweg zu, dort unten, wo Hilfe zu haben ist! in sausender Eile, der Asphalt flieht unter ihren Fußsohlen, nur ein paar Minuten, höchstens noch drei, dann ist sie sicher! sie ist jung, sie ist stark, sie wird ihr Ziel schon erreichen, halte aus, ja, halte aus, meine Annie, weiter, werde nicht müde, lauf jetzt, wie du nie zuvor gelaufen bist, es gilt das Leben, es gilt dich und mich, es gilt alles in der Welt!

Und sie läuft, Glaß folgt ihr atemlos. Sie läuft, so daß selbst er nur mit Mühe folgen kann. Die Eile löst ihr Haar, die Hast löst ihr goldenes, langes Haar, es fliegt mit seinem Schimmer von Sonne durch die Nacht, hinter ihren Schultern her. Sie läuft, ja, weiter, nur noch einundeinehalbe Minute, und du bist gerettet, höre den Laut seines Trampelns hinter dir, du hast schon einen tüchtigen Vorsprung genommen, mein Lieb, beständig wird die Entfernung zwischen dir und ihm vergrößert — beeile dich, sieh dich blitzschnell vor, wohin du deinen Fuß setzst ach. wäre ich doch bei dir, könnte ich dich doch auf meinen Armen forttragen, könnte ich dich seinem Blick auf einmal fortstehlen, könnte ich wenigstens andere zum Beistand herbeirufen, ach, könnte ich zwischen dir und ihm stehen, ihn zum Fallen bringen, dich sicher machen, indem ich ihn ein für allemal zu Boden schlüge, indem ich ihn schonungslos unter meiner Ferse und meinem Haß zermalmte!

Sie läuft, die Luft stürzt ihrer Stirn kühl entgegen, sie sieht schon die lange Reihe heller Laternen, die dahinten die Straße schneiden, die Erde saust dahin unter ihren Füßen, die Felder wirbeln vorüber, aus ihrer Brust strömt der Atem heraus, heiser, mit einem Stöhnen! auf jeder Wange ist ein Feuer des Entsetzens angezündet, in ihren Nerven rast ein Fieber von Grauen und Tod und Kraft, sie läuft, die winzig kleinen Füße jagen sinnlos dahin, ja, ja, weiter, liebe Annie, halte dich aufrecht, werde nicht müde, ja, ja, weiter — und vergiß auf ale Fälle nicht, daß der Rächer dir nahe ist!

Sie läuft!

Das Herz von Schreien durchstochen, keuchend, wild.

Sie läuft — wahnsinnig, beständig das Tempo der dröhnenden Schritte hinter sich hörend; sie läuft, kann aber fast nicht mehr!

Sie läuft, aber aus ihrer Brust ringt sich ein kurzes und entsetzliches Gebrüll, ihre Knie werden auf einmal schlaff — und da, ach Gott, da strauchelt sie im selben Augenblick, sie strauchelt und stürzt kopfüber um, lang dahin auf den Bürgersteig am Wege . . . ist aber mit einem einzigen Satz wieder auf, das Haar flattert hinter ihr her in der Dunkelheit.

Glaß folgt schäumend ihren Fußspuren, zerrend an dem Gewand seiner Körperlosigkeit, toll vor Grauen, verrückt . . . und da sieht er auf einmal, daß ihre beiden Arme steif in der Luft dastehen, in der Luft watet ihr linkes Bein einen Augenblick leer, ihr Oberkörper knickt währenddessen hintenüber, Hilfe —: siehe, der Fremde hat sie mit einem Griff an dem fliegenden Haar erfaßt, sie wird dadurch hintenüber umgeschleudert, er hält sie im selben Moment mit einem Brüllen in den Armen, mit einem Sprung ist er mit ihr auf dem Felde, verschwindet dort in der Dunkelheit, es loht gleich darauf fern auf da drinnen, an Mortons Ohr dringt die Qual ihres röchelnden Schreies, die wie ein Blitz seine Nerven zerreißt, die das Gewand der Unsichtbarkeit zersprengt . . . er ist auf einmal er selber vom Scheitel bis zur Sohle, Fleisch und Blut, das nach Rache kocht — und mit einem Sausen ist er quer über den Graben hinüber, stürzt flammend vorwärts, dahin wo das Gräßliche geschehen ist!

Fortsetzung folgt

Rausch des Künstlers und des Nichtkünstlers

Jemand meinte, der Autor müsse ein Franzose sein, das Stück spielt in Paris. Ein anderer bestritt es, es kämen doch zuviel Gedanken für einen Franzosen vor, das Stück sei sicher von einem Norweger geschrieben. Paul Schlenther, der Theaterkritiker des Berliner Tageblattes, der es nämlich besser weiß, schrieb: „Vielleicht wird es von jetzt ab auch nicht mehr vorkommen, daß ein bedeutender germanischer Dichter ein Stück, welches ebenso gut in Stockholm oder anderswo spielen könnte, nach Paris verlegt und Ausgeburten seines Hirnes als Pariser vorspiegelt." Ebensogut ist gut. Und es zeugt von der Wissenschaft des Herrn Schlenther, daß das Stück eben so gut in Stockholm hätte sipelen können, weil der Verfasser ein Schwede ist. Jeder germanische Autor verlege in Zukunft seine Stücke in die Stadt, in der er geboren ist. Er kann vielleicht sogar die Ausgeburten seines Hirnes als Berliner vorspiegeln, kaum dürfte es ihm aber glücken, sie als Berliner Theater-Kritiker vorzuspiegeln. Das gäbe eine zu wilde Ausgeburt. „Auf alle Fälle war es interessant, ein solches Stück in unseren jetzigen Zuständen wiederzusehen . . . . Man lachte nicht, obgleich . . ." Man lachte nicht. „Man hatte das Gefühl, daß hier Zustände der menschlichen Seele vorkommen, die im Begriff sind, überwunden zu werden, um anderen Problemen Platz zu machen." Warum soll auch nicht die menschliche Seele, die für Herrn Schlenther ein Begrif ist, überwunden werden, um ihm selbst Platz zu machen. Jedes Theater hat für ihn einen Platz. Und wenn die menschliche Seele als Ausgeburt eines Hirnes erst einmal überwunden sein wird, kann man für Herrn Schlenther auf der Bühne selbst noch einen besonderen Platz machen. Herr Schlenther irrt sich, wenn er glaubt, von seinem Schreibtisch die Kunst lenken zu können. Etwas näher an der Front befindet sich denn doch der Generalstab. Er kennt, was er leitet. Aber was Herr Schlenther leiten möchte, erkennt er nicht. Er richtet Geschütze gegen ein Genie, das über der Zeit steht. Daran werden auch die jetzigen Zustände nichts ändern. Daß seine Geschosse nicht treffen, ist sein Verdienst. Im Krieg, Herr Schlenther, kann man solche Leute nicht gebrauchen. Und wir, Herr Schlenther, führen immer Krieg. „Wenn einmal der Krieg wird beendigt werden können, so werden, wie die Natur nach einem schweren Gewitter, auch alle Kulturzweige erquickt, erfrischt, ergrünt wieder aufatmen und das Losungswort unserer harten Zeit wird dann auch noch für die neubeginnende Friedensarbeit zu gelten haben, das Losungswort: Herz und Mut und Kraft und Tat." Wir kennen dieses Losungswort, als Sie noch beim friedlichen Biere träumten. Strindberg kannte es, bevor Sie nicht lachten. Sein Herz liebte die Menschen, bevor sie sterben mußten. Sein Mut verkündete das Ewige, woran Sie noch heute Ihren Unmut auslassen dürfen. Seine Kraft traf, ehe Ihr Stimmchen im Kriegsgeheul mit schreien wollte. Seine Tat war die Kunst und Ihre Tat die Empfehlung eines Umzugs von Paris nach Stockholm. Sie wollen nach dem Krieg als Kulturzweig wieder aufatmen. Der Baum steht im Gewitter. Geknickte Zweige werden verbrannt. Unsere Sonne scheint im Gewitter. Aber unser Donner ist kein Blech und unser Blitz kein Magnesium. Unser Spiel ist unser Leben und unser Sterben. Und nicht einmal Ihr Leben kann uns das Spiel verderben. **H. W.**

Zur Aufführung des Dramas Rausch von August Strindberg zu Berlin / Theater in der Königgrätzer Straße

Der Sturm
Ständige Ausstellungen
in Berlin und Genf
Berlin W / Potsdamer Straße 134 a

Neunundzwanzigste Ausstellung
Campendonk
Aquarelle / Zeichnungen
Franz Marc
Gemälde
Jacoba van Heemskerck
Zeichnungen

Geöffnet täglich von 10—6 Uhr / Sonntags von 11—2 Uhr

Eintritt 1 Mark / Jahreskarte 6 Mark

Monatlicher Wechsel

Genf: Geschlossen

Verlag Der Sturm
Berlin W 9 Potsdamer Straße 134 a

Fernruf Amt Lützow 4443

Halbmonatsschrift Der Sturm
Erscheint am ersten und fünfzehnten jedes Monats

Dauerbezug
Gewöhnliche Ausgabe Für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 6 Mark / Ein Halbjahr 3 Mark / Ein Vierteljahr 1 Mark 50 / Einzelheft 40 Pfennig / Für das Ausland bei direkter Zustellung durch die Post: Ein Jahr 9 francs / Ein Halbjahr 4 francs 50 centimes / Ein Vierteljahr 3 francs Einzelheft 50 centimes / Probenummer umsonst

Sonderausgabe: Ungebrochene Exemplare auf holzfreiem Papier, Versendung in Rollen direkt durch die Post für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 12 Mark / Ein Halbjahr 6 Mark / Für das Ausland: Ein Jahr 18 francs / Ein Halbjahr 9 francs / Von dieser Ausgabe werden Vierteljahrsbezüge, Einzelnummern und Probenummern nicht abgegeben

Der Sturm: Erster Jahrgang, Nummer 1—56: 25 Mark / Zweiter Jahrgang, Nummer 57—104: 10 Mark / Dritter Jahrgang, Nummer 105—152/153: 20 Mark / Vierter Jahrgang 154—203: 6 Mark

Die Zeitschrift Der Sturm ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen, durch die Post, sowie direkt durch den Verlag Der Sturm, Berlin W 9, zu beziehen / Zum Einzelverkauf liegt Der Sturm in allen Bahnhofshandlungen, Kiosken u. Straßenständen auf Falls direkte Zustellung durch den Verlag Der Sturm unter Streifband oder in Rolle gewünscht wird, bitten wir den Betrag für den Dauerbezug bei der Bestellung oder bei Beginn des neuen Vierteljahres bis zum fünften des ersten Monats einzusenden / Andernfalls nehmen wir an, daß Einziehung des Betrages durch Nachnahme unter Berechnung des Nachnahmeportos gewünscht wird

Mappen und Alben / Verlag Der Sturm
Oskar Kokoschka: Zwanzig Blatt Zeichnungen / Strichätzung / Auf Kaiserlich Japan-Papier in Luxus-Mappe 25 Mark / Auf Costa-Karton in einfacherer Mappe 12 Mark

Kandinsky 1901—1913 / Monographie mit sechzig ganzseitigen Abbildungen und Text von Kandinsky / 10 Mark

Bücher aus dem Verlag Der Sturm
Hermann Essig: Der Frauenmut / Lustspiel / Überteufel / Tragödie / Ihr stilles Glück —! / Drama / Ein Taubenschlag / Lustspiel aus dem Leben einer Dienstherrschaft / Napoleons Aufstieg / Tragödie / Jedes Werk 2 Mark

Paul Scheerbart: Glasarchitektur / in einhundertundelf Kapiteln / Zwei Mark / Luxusausgabe in zwanzig numerierten und signierten Exemplaren auf Van Gelder Bütten, Decke und Vorsatzpapier von Anna Scheerbart fünfundzwanzig Mark / Verlag Der Sturm / Berlin W 9

Sturm-Bücher I: August Stramm: Sancta Susanna / 50 Pfennig / **II: August Stramm:** Rudimentär / 50 Pfennig / **III: Mynona:** Für Hunde und andere Menschen / 50 Pfennig / **IV: August Stramm:** Die Haidebraut / 50 Pfennig / **V: August Stramm:** Erwachen / 50 Pfennig

Musik aus dem Verlag Der Sturm
Herwarth Walden: Dafnislieder / Zu Gedichten von Arno Holz / **Für Gesang und Klavier / 3 Mark / 50 Seiten** / Nummer 1 einzeln: Er hört mit ihr den Gukguk schreyn / 50 Pfennig

Der Sturm / Heeresmarsch / Für Klavier / 50 Pfennig

Künstlerpostkarten / Verlag Der Sturm
Das Exemplar 20 Pfennig

Futuristen: Umberto Boccioni: Das Lachen / Luigi Russolo: Erinnerung einer Nacht / Zug in voller Fahrt / Gino Severini: Die Modistin / Ruhelose Tänzerin / Pan-Pan Tanz / Umberto Boccioni: Abschied / Kandinsky: Komposition 6

Franz Marc: Affenfries / Tierschicksale

Oskar Kokoschka: Utinam delectet

Robert Delaunay: La Tour

Karten von Macke / Münter / Marc Chagall (4) / Klee / Léger / Jawlensky / Werefkin / Gleizes / Archipenko / usw

Erschienen bisher 31 verschiedene Karten

Illustrierte Sturm-Austellungskataloge
Der Blaue Reiter / Severini / Archipenko / Skupina / Je 50 Pfennig / Die Futuristen 60 Pfennig / Otakar Kubin 30 Pfennig / Marc Chagall 30 Pfennig

Kandinsky 50 Pfennig

Erster Deutscher Herbstsalon / Mit fünfzig Abbildungen in Kupfertiefdruck / 2 Mark

Kunstdrucke aus dem Verlag Der Sturm
Oskar Kokoschka: Plakat für die Zeitschrift Der Sturm / Originallithographie / Das Exemplar 3 Mark

Oskar Kokoschka: Sonderdrucke der Menschenköpfe auf Japan- und Büttenpapier: 1 / Adolf Loos / 2 Herwarth Walden / 3 Karl Kraus / 4 Richard Dehmel / 5 Paul Scheerbart / 6 Yvette Guilbert / Das Exemplar 5 Mark

Gemälde / Aquarelle / Zeichn ungen Handdrucke / Plastiken
sind von folgenden Künstlern im Sturm ständig vorhanden:

Kandinsky / Franz Marc / Archipenko / Oskar Kokoschka / August Macke / Paul Klee / Carl Mense / Campendonk / Gabriele Münter / Jawlensky / Marianne von Werefkin / Albert Bloch / Hans Arp / Picasso / Albert Gleizes / Jean Metzinger / Marc Chagall / Fernand Leger / Jacoba van Heemskerck / Otakar Kubin / Emil Filla / Vincenc Benes / Otto Gutfreund / Boccioni / Severini / Carra / Russolo / Francis Picabia / Schmidt-Rottluff / Walter Helbig / Max Pechstein

Verein für Kunst
Leitung Herwarth Walden / Elftes Jahr / Jahresbeitrag 20 Mark / Rechte der Mitglieder: Freier Bezug der Zeitschrift der Sturm / Freier Besuch aller Sturmausstellungen / Jedes Jahr frei eine Sturmpublikation: 1913/14: Kokoschkamappe / Prospekt umsonst

Im Winter finden zehn Autorenabende statt und zwar an jedem zweiten und vierten Donnerstag der Monate Dezember, Januar, Februar, März und April in der Kunstausstellung Der Sturm

Zeitschriften
La Cerba / Halbmonatsschrift / Florenz / Via Nazionale 25

Umelecky Mesicnik / Monatsschrift für neue und alte Kunst / Administration Prag I 5 Veleslavinova

Anzeigen
Es werden nur Anzeigen tatsächlichen Inhalts fortlaufend gesetzt aufgenommen. Hervorhebung von Worten ist nur durch Sperrdruck, von Namen nur durch halbfette Schrift, gestattet. Die dreigespaltene Zeile 60 Pfennig. Annahme von Anzeigen durch den Verlag der Sturm Berlin W 9

Die Zurückweisung von Anzeigen behält sich der Verlag Der Sturm ohne Angabe der Gründe vor

Notiz
Während des Krieges erscheint „Der Sturm" nur einmal monatlich als Doppelnummer. Die Ausstellung in Berlin bleibt geöffnet. Die Dezember-Doppelnummer erscheint am fünfzehnten Dezember.

Verlag Der Sturm

Verantwortlich für den gesamten Inhalt und Verlag: F. Harnisch / Berlin W 35

Druck Carl Hause / Berlin SO 26